

Antje SCHLOTTMANN, Frankfurt

## Das Unaussprechliche. Akademische Netzwerkwirklichkeiten sprachpragmatisch betrachtet

### Summary

This paper presents a meta-theoretic view on research into the networking activities of scholars and its reception by the community. From the viewpoint of language pragmatics I argue that ignoring into oblivion a published analysis of scholarly networks derives from a contradiction between a consensual theory of science on the one hand and its everyday practice on the other. Though scholars as embodied actors are likely not to be objective when citing or inviting others, the *Sprachspiel* of scholarly business and its implicit rules do not allow for making explicit this subjective dimension and the social embeddedness of science. It rather remains the unspeakable. This is particularly true for an analysis in which the actors are identified personally and correlated to each other. In view of this, the paper develops a novel pragmatic perspective on the acts of naming and branding in the scholarly *Sprachspiel*.

“What’s your name?”

“Morris Zapp”

“I’m sure I’ve heard that name before.”

“I should hope so. (...) How’s it going, the Conference?”

“I can’t really say. I’ve never been to a conference before, so I’ve no standards of comparison.”

“Is that right?” Morris Zapp regarded him with curiosity. “A conference virgin, huh? Where is everybody by the way?”

“They’re at a lecture.”

“Which you cut? Well you’ve learned the first rule of conferences, kid. Never go to lectures. Unless you’re giving one yourself, of course. Or *I’m* giving one.”

In seiner Campus-Novelle *Small world* taucht David Lodge in das Netzwerk und das *networking* von englischen Literaturwissenschaftlern ein (LODGE 1984, 18). Bald wird der Leserin, die genüsslich eine beobachtende Perspektive einnehmen kann, klar, dass die einzelnen Protagonisten alle irgendwie miteinander verstrickt sind. Die beobachteten Akteure selbst hingegen können diese Verstrickungen, wenn überhaupt, natürlich nur unvollständig wahrnehmen, geschweige denn viel daran ändern. Mitmischen wollen sie aber alle. Was man als Beteiligte in eigenen diszipli-

nären Netzwerken schon irgendwie weiß, wird aus ironischer Distanz noch einmal deutlich vor Augen geführt: In diesem Wissenschafts-Spiel um Aufmerksamkeit, Reputation und Status geht es um viel, insbesondere aber geht es darum, die Regeln zu lernen (und einzuhalten).

So liegt es nahe, die von Steinbrink et al. publizierte Netzwerk-Analyse und insbesondere die daran anschließende (und beklagte) „Diskussion im Hinterzimmer“ (s. Kommentar von GOEKE 2010) einmal mit der Prämisse anzuschauen, dass der Wissenschaftsbetrieb als Sprachspiel aufzufassen ist, bzw. das Einladen, Publizieren und Zitieren als verschiedene darin ablaufende Sprachspiele einer *linguistic community*. Wittgenstein nennt das Sprachspiel „das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist“ (WITTGENSTEIN PhU 1984 I, 7, S. 241). Dieses Spiel unterliegt gewissen Regeln und doch lässt es sich nicht rational über ein Regelwerk erschließen. „Man lernt das Spiel, indem man zusieht, wie andere es spielen“ (WITTGENSTEIN PhU 1984 I, 54, S. 271). Genauer geht es im Spiel also darum, die Regeln zu verinnerlichen: „Wenn ich der Regel folge, wähle ich nicht. Ich folge der Regel *blind*.“ (WITTGENSTEIN PhU 1984 I, 219, S. 351). Die Verinnerlichung der Regel dient so betrachtet auch keinem rationalen Ziel außer vielleicht dem allgemeinen Ansinnen, mitzuspielen bzw. im Spiel zu bleiben. Eine solche Perspektive erfordert zunächst ein anderes als das herrschende „normale“ Verständnis von wissenschaftlicher Praxis und damit verbunden ein anderes Subjektverständnis, als es auch der Analyse von Steinbrink et al. implizit unterliegt (und wie gewöhnlich üblich nicht explizit adressiert wird). Um diese impliziten Prämissen zu explizieren bedarf es genaueren Lesens: „Demnach kann man sich die universitäre Geographie als ein Netzwerk vorstellen, in dem die Aufgaben der Generierung, Verwaltung und Weitergabe von Wissen in Kommunikationsprozessen erfüllt werden. Die deutsche Hochschulgeographie lässt sich somit als ein *Wissensnetzwerk* konzeptualisieren“ (STEINBRINK et al. in diesem Heft, S. 311). Der Analyse unterliegt mit dieser unproblematischen Konzeption verschieb- und veraltbaren Wissens – und sprechakttheoretisch ist man geneigt zu sagen „selbstverständlich“ – ein (verbreitetes und konventionelles) idealisiertes Bild von wissenschaftlichem Tun, das grundsätzlich der Rationalität „Wissenszuwachs“, „Erkenntnisgewinn“ und „Erkenntnisfortschritt“ folgt. Anders könnte man auch sagen, sie ist dem Leitbild einer von persönlichen Interessenlagen, Werten und Affekten unbeeinflussten „fleischlosen“ Wissenschaft verpflichtet. Damit verbunden ist ein Idealbild von wissenschaftlichen Akteuren, die dieser Wissenschafts-Rationalität entsprechend sachlich und zielgerichtet handeln (und dies auch können). Das in dieser Perspektive konstruierte Subjekt ist ein *homo rationalis* und ein *homo intentionalis*. Das heißt auch, das Subjekt ist hier als Autor keineswegs tot, wie Roland BARTHES bereits 1977 im Geiste poststrukturalistischer Theorie formulierte, sondern eher sehr lebendig.

Als Idealbild und in pragmatischer Hinsicht ist daran insofern nichts auszusetzen, als eine alltägliche Subjektivierung und Essentialisierung von Menschen und Sachverhalten höchst verständigungsleitend ist (SCHLOTTMANN 2005). Der intentional und rational handelnde Autor und die Reinheit der Wissenschaft sind zudem gleichermaßen konstitutive Grundlagen des Sprachspiels Wissenschaft. An sie schließen akademische Debatten um Disziplinpolitik, fachliche Diskussionen um

Wahrheitsgehalte und Diskurse um inhaltliche Verantwortung und Urheberrechte an. Nicht zu vergessen ist auch, dass die Untersuchung und Publikation von Steinbrink et al. ebenfalls Teil des Sprachspiels sind und dessen Regeln folgen (müssen). Zumindest wenn sie kommunikativ anschlussfähig sein will. Letztlich kann auch nur über die idealisierte Grundannahme einer stets dem Wert des sachlichen Erkenntnisgewinns verpflichteten Wissenschaft und ihrer Akteure die von Steinbrink et al. vorgebrachte Kritik der sozialen Bedingtheit von Wissen erwachsen. Doch mag gerade in diesen impliziten Prämissen und Konstruktionen eines geltenden Wissenschaftsverständnisses, das eben auch der Netzwerkanalyse unterliegt, eine Erklärung liegen, warum die Diskussion um eine solche disziplinäre Selbstbespiegelung von innen (Netzwerkelemente beobachten ihr Netzwerk) nicht recht in Gang kam. Die implizite Generalunterstellung, wissenschaftliche Praxis sei grundsätzlich zweckrational der Suche nach und die Erzeugung und Weitergabe von Wissen (gemeint ist: fachliches Wissen, nicht: soziales Wissen) verpflichtet, eröffnet die Differenz zu solchen Praktiken, die diesem Ziel nicht zugeordnet werden können. Daraus entsteht die Kategorie „unlauteres Handeln“, unlauter ist hier: nicht sachbezogen. Bei dieser Art von Praktiken, etwa dem blinden Übernehmen von Bibliographien Anderer in die Bibliographie der eigenen Publikation, wird von „Bluff“ und „unreiner Informationsgewinnung“ gesprochen (HARD in STEINBRINK et al. in diesem Heft, S. 318, Anm. 14). Man könnte auch sagen: Es wird „falsch“ gespielt. Dass dieses unlautere Andere der Netzwerkpraxis in solchen Untersuchungen normativ implizit mitschwingt, aber *unausgesprochen* und vor allem, der Regel des Spiels nach, *unaussprechbar* bleibt, mag vielleicht die Verlagerung der Diskussion ins Hinterzimmer zumindest zum Teil erklären.

Dem Gedanken lässt sich nun noch etwas weiter nachgehen, zunächst mit dem Einwurf, dass der spezielle Umgang mit der veröffentlichten Netzwerk-Analyse, dem Schweigen auf der Vorderbühne und dem Tuscheln dahinter, im Lichte einer mit der Untersuchung verbundenen starken Personifizierung zu sehen ist: Es werden eben nicht Netzwerke bzw. Praktiken untersucht, sondern namentlich benannte und bekannte Akteure. „Im Mittelpunkt steht hier die Identifizierung von ‚zentralen Geographen‘ und deren mögliche Rolle im humangeographischen Wissensprozess“ heißt es (STEINBRINK et al. in diesem Heft, S. 317). Diese Identifizierung im Zuge einer namentlichen Benennung der Akteure ist sprachpragmatisch betrachtet unumgänglich. Sie liefert aber, gerade weil es so explizit darum gehen soll, vielfältige Identifizierungsangebote für die Leser, die benannten wie die unbenannten. Umso mehr, weil noch eine weitergehende, nennen wir sie klassisch geographische, Lesart nahe liegt: der Schluss von Lagebeziehungen auf Sinnhaftigkeit. Eine zentrale Position im (re-konstruierten) Netzwerk wird schnell mit einer zentralen Bedeutung im fachlichen Diskurs gleichgesetzt (andere, sich namentlich an marginalen Positionen findende Namen und ihre Träger, werden in diesem Verständnis abgewertet). Das heißt in der Folge, dass alle Anschlussäußerungen, also auch die in diesem Band erscheinenden inhaltlichen Kommentare derjenigen, die namentlich Teil der Analyse oder auch nur der betrachteten *community* sind, Gefahr laufen vor dem Hintergrund ihrer zugewiesenen Position gedeutet zu werden: Nicht dabei? Dabei? An welcher Stelle? Unzufrieden? Neidisch? Gekränkt? Bestätigt? Da schweigt man vielleicht doch lieber.

Meta-theoretisch interessant ist aber doch auch, dass sich in diesem Produkt eines in seinem Selbstverständnis poststrukturalistisch gewendeten Diskurses, der auch die nicht-intentionale Konstruiertheit von Wissen und Wahrheit (LYOTARD 1989) voraussetzt, nach wie vor die Namen von Autoren für „ihr Werk“ und seinen Einfluss stehen und als Personen verantwortlich gemacht werden. Wie meinte Roland Barthes vor nunmehr 35 Jahren? „We know now that a text is not a line of words releasing a single ‚theological‘ meaning (the ‚message‘ of the Author-God) but a multi-dimensional space in which a variety of writings, none of them original, blend and clash“ (BARTHES 1977, 147). Eine Einsicht, die für den Poststrukturalismus theoriebildend ist, der die Praxis, wissenschaftliche wie alltagsweltliche, aber zuwiderläuft. Die Rückbindung an individualisierte Autorenschaft scheint wesentlich, auch und insbesondere für das wissenschaftliche Sprachspiel.

Selbst wenn eine personalisierte Wertung nicht von den Autoren intendiert war, sie lediglich und ohne Wertung bestehende Verbindungen aufzeigen wollten: Im Kommunikationsprozess wird der Text freigesetzt und entwickelt seine Bedeutung(en). Eine davon ist z.B. die eines Rankings von Wissenschaftlern und die Bewertung ihrer Bedeutsamkeit. Mit dieser Rezeption muss man nicht, kann man aber rechnen. Denn auch wenn dem theoretischen poststrukturalistischen Gedanken folgend prinzipiell Deutungs Offenheit herrscht, so wird diese Kontingenz doch von geltenden Normalverständnissen (z.B. Autoren als individuelle Urheber), den entsprechenden Praktiken (z.B. Zitation) und ihren Institutionen (z.B. *citation index*) eingeschränkt.

Was bringt nun eine solche Betrachtung, die das Sprachspiel Wissenschaft aus einer Meta-Perspektive (Sprache *und* verbundene Tätigkeiten!) zu ihrem Gegenstand macht? Zunächst einmal: Was muss sie leisten? Zumindest theoretisch muss sie versuchen, die Regeln des Spiels und damit verbundene Subjekte („Autoren“) und deren Intentionalitäten („ich zitiere diesen Autor, weil ...“) weder inhaltlich noch normativ vorwegzunehmen. Gelingt dies, lassen sich noch einmal andere Blickfenster eröffnen (und blinde Flecken der Analyse ausmachen, so notwendig sie auch sein mögen). So lässt sich dann tatsächlich „metageographisch“ (STEINBRINK et al. in diesem Heft, S. 311) der „Struktur des inhaltlich-fachlichen (und persönlichen) Beziehungsgeflechts zwischen den Netzwerkakteuren“ (ebd., S. 318) nachgehen, und dabei muss das „und persönlichen“ gar nicht in Klammern gesetzt und die Netzwerkakteure müssen zunächst auch nicht namentlich genannt werden. Vielmehr kann das Netzwerk explizit als Ausdruck von verschiedensten persönlichen oder unpersönlichen, objektiven und subjektiven, personifizierten oder kollektiv angeeigneten Interessenlagen betrachtet werden, die machtdurchdrungen sein können, die inhaltlichen Interessen folgen können, möglicherweise aber auch keinerlei objektivierbarem wissenschaftlichen Kalkül unterliegen. Aus solcher Perspektive, die zunächst einmal versucht, hinter die alltägliche Praxis der Subjekt-konstruktion, der Personifizierung und der Benennung (also Zitation) zu treten, wird dann auch beobachtbar, wie die Namen ins Spiel kommen (und warum auf sie praktisch eben nicht verzichtet werden kann).

Somit lässt sich das Netzwerken in der Wissenschaft als ein Spiel sehen, in dem Regeln der Markenbildung gefolgt wird und diese Marken auch verwirklicht werden – ein Sprachspiel, das also auf Differenzbildung und Schaffung symbol-

lischer Mehrwerte ausgerichtet ist. Dieses Sprachspiel ist nicht durchgängig rational und folgt keinen konsistenten Intentionalitäten, sondern produziert vornehmlich kommunikative Anschlüsse. Die Sprachverwendung ist dabei notwendig auch verwirrend, widersprüchlich, unscharf und unpräzise. In anderen Worten könnte man sagen, dass die Sprache normalerweise eben „leerläuft“ und nicht „arbeitet“, auch wenn sie bestimmten Regeln folgt (WITTGENSTEIN PhU 1984 I, 132, S. 305). Das Netzwerken, so wird sprachpragmatisch, also mit Blick auf die Bedeutung konstituierende Verwendung von Sprache, ersichtlich, schafft die Namen erst, sie sind ihm nicht vorgängig im Sinne von: wir haben da bestimmte Geographen und wollen sie entsprechend ihrer Zentralität anordnen (stärker noch: ihre bestehende Anordnung im Netzwerk sichtbar machen). Wittgenstein klärt die konstitutive Rolle des Spiels für die involvierten Mitspieler so: „Das Benennen ist noch gar kein Zug im Sprachspiel, – so wenig, wie das Aufstellen einer Schachfigur ein Zug im Schachspiel. Man kann sagen: Mit dem Benennen eines Dings ist noch *nichts* getan. Es *hat* auch keinen Namen, außer im Spiel. Das war es auch, was Frege damit meinte: ein Wort habe nur im Satzzusammenhang Bedeutung“ (WITTGENSTEIN PhU I, 49, S. 267). Die Anordnung ist demnach konstitutiver Teil der auf die Namen bezogenen Markenbildung.

In diesem Spiel wissenschaftlicher Zitation und Ko-Autorenschaft sind Markennamen (Autorennamen) eine Kommunikationswährung. Mit wem soll der eigene Name in Verbindung gebracht werden? Wer strahlt ab? Wer zieht runter? Wen lohnt es sich, zu zitieren oder einzuladen? Wen kann man gefahrlos blind zitieren? All diese Überlegungen gehen subtil in die Zitationspraxis mit ein. Ausgehend von den Produkten, d.h. den Texten und den Einladungen, können sie aber gar nicht von einem (sicher ebenfalls eingewobenen) vermeintlich „lauteren“ (weil sachlicheren oder rationaleren) Teil getrennt und als verwerflich oder anrüchlich identifiziert werden. Der inhaltliche Wert bzw. die darin enthaltene Wertung der Zitation ist für diesen Sachverhalt weniger entscheidend. Zitation egal welchen propositionalen Gehalts ist eine Aufmerksamkeitsbekundung, sie ist – wie kritisch auch immer – Würdigung und damit letztlich auch Ausdruck von Markentreue, wurde doch, obwohl es nicht schmeckt, erneut zum Markenprodukt gegriffen.

Die Markenbildung ist mit einer Mythenbildung verbunden (BOLZ 1999). Es werden Erzählungen über die „Träger“ und ihre möglichen Kontexte, also auch ihre umgebenden Werte und Werthaltungen erzeugt. Dabei ist Vertrauensbildung in die Stabilität des Wertes zentral. Die Ontologisierung und Objektivierung von Autoren ist so gesehen konstitutiver Teil des Sprachspiels – um als Referenzen zu taugen, müssen sie in dem, wofür sie stehen, beständig sein, ergo als beständig gedacht und behandelt werden. Würde diese Beständigkeit einer perspektivischen Konstruktion kontingenter Autoren weichen, gäbe es tiefgreifende Irritationen. Wer ist gemeint? Worauf soll ich mich beziehen? Für eine Zitation ist Eindeutigkeit substantiell, darin liegt der Witz von Indexikalität (SCHLOTTMANN 2005, 119). Genauso ist das Wissenschaftssystem darauf angelegt, dass wissenschaftliche Texte nicht als Kommunikationsereignisse, sondern abgeschlossene Produkte einzelner Individuen gedacht werden. Selbst wenn die Brüche in der vermeintlichen Beständigkeit massiv offenbar werden, weiß sich die Sprachpraxis zu behelfen, um die Kategorie des Autors konstant zu halten: dann wird vom „frühen“ und „späten“ Wittgenstein

gesprochen. Angelehnt an PRIDDATS (2000) Überlegungen zum moralischen Konsum kann man die Sache dann auch so sehen: Wissenschaftliche Praxis, insbesondere die Zitation, besteht nicht nur im Ausdruck von Überzeugungen, sondern in der Beobachtung anderer mit ihren je eigenen Überzeugungen. Wenn die eigenen Referenzen von denen der meisten anderen abweichen, sind die Kosten für die Aufrechterhaltung und das Vertreten der eigenen Referenzen höher, als wenn sie im Konsensus des aktuell geltenden Paradigmas mitschwingen (s. PRIDDAT 2000, 136). Wenn die Kosten für die Aufrechterhaltung eines Markennamens sehr niedrig sind und der Gewinn, den die Marke dementsprechend für die eigene Reputation aufweist, extrem hoch, dann spricht man davon, dass man derzeit an einer bestimmten Person im Diskurs „nicht vorbei kommt“. Die „angesagten“ Personen versprechen eine verlässliche Effektivität in Bezug auf den Wert der Vernetzung mit ihnen, zumindest so lange, bis ein „Boycott“ mehrheitsfähig wird. Je stabiler das Netzwerk ist, desto weniger wird dies der Fall sein. Zu einem Boycott kann es aber durchaus kommen, beispielsweise wenn sich fachpolitische Interessenlagen verschieben, oder auch, wenn sich gegenüber lange Zeit sehr fest und hochgradig vernetzter „Schulenkinder“ ein alternatives Netzwerk (z.B. jüngerer) Wissenschaftler und mit ihm ein neues Paradigma formiert. Dann erodiert die gute alte Marke, wird performativ nicht länger reproduziert und am Ende ist sie wortwörtlich „raus aus dem Spiel“. Eine Marke kann aber auch Schaden nehmen, wenn sie zu stark beworben wird und über die Maße Aufmerksamkeit erhält, denn dann ist es sehr viel leichter zu proklamieren: „der/die hält nicht, was sie verspricht“. Markenschädlich ist aber auch eine (z.B. kontextabhängige) Inkonsistenz von mit der Marke verbundenen Produkten. Wenn sich Autoren auf Gedankenspiele einlassen, sich auch mal in (fach)fremden Gefilden tummeln oder wenn sie im Laufe der Zeit schlicht andere oder gar widersprüchliche Gedanken entwickeln, dann lassen sie sich nur noch schwerlich einordnen, sind als Autoren – und wie gesagt, das Normalverständnis verlangt Autoren-Identitäten – nicht zu fassen (und kaum einer erreicht heute die Marke „Wittgenstein“, der zumindest posthum auch eine extreme inhaltliche Differenz der Werke nichts anhaben konnte).

Was folgt? Das Stillschweigen zur Analyse lässt sich, so das hier vorgebrachte Argument, zumindest partiell aus der diagnostizierten Diskrepanz erklären. Im Sprachspiel muss notwendig an den Ideen der Reinheit von Wissenschaft und guter, sprich allein sachbezogener, objektiver wissenschaftlicher Praxis festgehalten werden. Genauso unverzichtbar ist das Reproduzieren des Autors als individuellem Urheber seiner wissenschaftlichen Produkte. Auf der anderen Seite steht die theoretisch gewusste (und auch intuitiv plausible), aber unaussprechbare Untrennbarkeit von persönlichen, privaten und kollektiven, öffentlichen Motivlagen. Dem zur Seite steht das theoretische Wissen, dass sich in jedem Text eine Durchmischung verschiedenster Ideen und Einflüsse niederschlägt, die weit über die zitierten Referenzen hinausgeht. Aber das ist referentiell praktisch nicht sagbar. Ebenfalls kaum ausgesprochen sind die mit den Zitations- und anderen Vernetzungsakten verbundenen Prozesse der Markenbildung und ihrer Regelgebundenheit. Auch darüber spricht man nicht, oder nur hinter vorgehaltener Hand, weil sich diese explizite Rede über diese Prozesse kaum mit dem idealisierten Bild von Wissenschaft vereinbaren lässt; sie gehört nicht zum Spiel. Implizit sind aber die Markenbildungs-

prozesse und die damit verbundenen Sprechakte selbstredend integraler Bestandteil des Spiels „Wissenschaft“ und haben höchst reproduktiven Charakter. So lange keine praktische Entzauberung der Ideen von Autorenschaft, Wissen und Sachlichkeit und, damit verbunden, keine offene (Neu-)Verhandlung von Ontologie und Epistemologie stattfindet, wird es daher auch schwer sein, Verknüpfungen und Verflechtungen aufzuzeigen, ohne dass dies auf die eigene Karriere zurückfällt. Denn was nützt es, wenn man die Analyse nicht persönlich meint, sie aber von der Umwelt persönlich genommen wird?

Wer nun noch auf die Idee kommt, die Frage zu stellen, ob Markenbildungsprozesse in der wissenschaftlichen Praxis unlauter sind, der stellt die falsche Frage. Wer sollte das entscheiden? Interessanter scheint mir der Gedanke, dass das post-strukturalistische Paradigma der Konstruiertheit, Kontextualität und Kontingenz offenbar an seine Grenzen gerät, wenn es auf die Praxis angewendet wird, aus der es selbst hervorgegangen ist: Die Wissenschaft. Und letztlich scheitert die Anwendung auf sich selbst auch an den Regeln, also normativ: Weil man es nicht macht, weil es sich nicht gehört. Das scheint nun allerdings ziemlich ausweglos. Aber vielleicht könnte man den Akteuren einfach mal zurufen: Ein bisschen mehr post-strukturalistische Haltung im Sinne von: „Machen wir uns doch nichts vor!“, bitte sehr! Und etwas mehr Mut zu selbstreflexiver oder auch mal ironischer Distanz zur eigenen Rolle im Spiel. Das würde doch mal ein Anfang sein und die öffentliche Diskussion, wenn man die soziale Bedingtheit wissenschaftlichen Tuns hinreichend akzeptiert und ausgeleuchtet hat, auch wieder ganz neu an die Inhalte führen. Denn deren Qualität ist schließlich auch für die Markenbildung ausschlaggebend.

Insofern ist also die von den Autoren aufgeworfene Frage, ob die „Analyse des geographischen Wissensnetzwerks ein von vornherein unnützes Unterfangen ist?“ (STEINBRINK et al. in diesem Heft, S. 312) auch nach dem hier Gesagten gleichlautend zu beantworten: „Das wäre bedauerlich, da oft sehr deutlich spürbar ist, wie stark das wissenschaftliche Treiben in die kommunikativen Kontexte und die sozialen Strukturen der ‚Community‘ eingebettet und wie stark das ‚Über-Räume-Reden‘ davon abhängig ist, wer was redet, wer dabei zuhört und wer es weitersagt“ (ebd.). Aber dieses „wer was redet, wer dabei zuhört und wer es weitersagt“ sollte nicht als Rohrpost verstanden werden, in der gepackte Wissenspäckchen versendet und empfangen werden, sondern als Kontext, in dem beim Über-Räume-Reden nicht nur Räume, sondern auch Geographen und ihre Bedeutung (auch: ihr Marktwert) produziert werden. Und dann wäre die Analyse des Netzwerks etwas anders anzulegen. Dann müssten konsequenter die Praktiken Gegenstand der Untersuchung sein und die Akteure als Produkte erscheinen – und auch als solche gelesen werden. Aber vielleicht geht das aus genannten Gründen gar nicht, allein schon, weil wir nicht über die sprachlichen Mittel verfügen, um über fragmentierte Subjekte und de-ontologisierte Autoren zu reden. Und in Bezug auf die normative Dimension des Sprachspiels, die eine Netzwerkanalyse wie die vorgelegte zum Regelverstoß werden lässt: Möglicherweise bleibt der meta-wissenschaftliche Blick einseitig der schönen Literatur vorbehalten. David Lodges enthüllende Beobachtungen des Wissenschaftsbetriebs sind ein Bestseller. Ein anderes Sprach-Spiel, andere Regeln. Für den oben als Autorin genannten Namen lässt sich sagen: Im schlimmsten Fall schadet dieser Text der Marke, im besten nützt er ihr.

## Literatur

- BARTHES, R. 1977: The death of the author. In: BARTHES, R.: Image, music, text. London: Fontana Press, S. 142–148.
- BOLZ, N. 1999: Die Wirtschaft des Unsichtbaren. München.
- GOEKE, P. 2010: Netzwerke der deutschen Humangeographie oder warum Diskussionen im Hinterzimmer bleiben – ein Kommentar. In: [http://www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/kommentar\\_goeke.pdf](http://www.raumnachrichten.de/images/PDF-Files/kommentar_goeke.pdf) (Zugriff 05.10.2012).
- LODGE, D. 1984: Small world. London et al.: Penguin.
- LYOTARD, J.-F. 1989: Das Postmoderne Wissen. Ein Bericht. Graz und Wien: Passagen.
- PRIDDAT, B.P. 2000: Moral hybrids: Skizze zu einer Theorie moralischen Konsums. In: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik (zfwu), H. 1/2, S. 128–151.
- SCHLOTTMANN, A. 2005: RaumSprache. Ost-West-Differenzen in der Berichterstattung zur deutschen Einheit. Eine sozialgeographische Theorie. Stuttgart: Steiner.
- STEINBRINK, M., F. ZIGMANN, D. EHEBRECHT, Ph. SCHEHKA, J.-B. SCHMIDT, A. STOCKMANN u. F. WESTHOLT 2010: Netzwerk(analys)e in der deutschen Humangeographie. In: <http://www.raumnachrichten.de> (Zugriff 05.10.2012) UND hier im Heft.
- WITTGENSTEIN, L. 1984: Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Band 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp [bereits im Jahre 1953 an anderer Stelle erschienen].